Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 21 (2014)
Heft: 230

Artikel: Steiniger Boden, wenig Humus
Autor: Kneubühler, Andreas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-884490

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Steiniger Boden, wenig Humus

In der St.Galler Kultur gilt immer mehr: Wer Geld will, muss sich in ein System einpassen, in dem Benchmarks den Tarif vorgeben. *Von Andreas Kneubühler*

Als einige Medien im Januar 2012 berichteten, die Angestellten des Bundesverwaltungsgerichts bekämen eine Art Schmerzensgeld in der Höhe von 5000 Franken, weil sie nach St.Gallen umziehen müssten, telefonierte sich Thomas Widmer, Journalist beim «Tages-Anzeiger», durch die halbe Stadt, weil er jemanden suchte, der St.Gallen verteidigte. Nach längerem Suchen fand er den Historiker und Leserbriefschreiber Hans Fässler. Der schrieb unter dem Titel «Wir sind mehr als zumutbar» ein kleines Loblied auf das andere St.Gallen. Das Geld wurde dann übrigens vom Parlament nicht bewilligt.

Ist St.Gallen zumutbar? Man kann das ganze Brevier der Standortförderung herunterbeten, St.Gallen zeichnet sich praktisch nirgends aus – mit einer Ausnahme: bei den tiefen Miet- und Bodenpreisen. Und sonst? In einem Monitoringbericht zum Steuerwettbewerb liest man für den Kanton Einstufungen wie «belegt im Vergleich mit den Ostschweizer Kantonen teilweise den letzten Rang», «hat an Attraktivität verloren». Wahrscheinlich sollte man das Thema besser nicht anschneiden – denn wären die Steuern der entscheidende Faktor, gäbe es nur eines: in Teufen wohnen und nach St.Gallen pendeln – oder von den Agglomerationsgemeinden aus. Die Zahlen dazu: Der Steuerfuss von Gaiserwald liegt bei 115, Gossau hat 116, Mörschwil 90. Die Stadt St.Gallen? 144.

Im gleichen Stil geht es weiter: Die Wertschöpfung der St.Galler Wirtschaft? Liegt unter dem Schweizer Durchschnitt. Das Bildungsangebot? Es gibt das, was es überall gibt. Nur sind die Studiengebühren schweizweit am höchsten. Klar, da ist die Universität St.Gallen. Im «Financial Times European Business School Ranking» belegt sie Platz sieben. Sie war schon immer flexibel: Fehlt wegen Sparmassnahmen das Geld, findet sich Ersatz. Im Oktober wurde eine Zusammenarbeit mit dem Autokonzern Audi bekanntgegeben. «Rupert Stadler, Vorstandsvorsitzender der Audi AG und neuer Honorarprofessor an der Universität St.Gallen, hielt danach eine Vorlesung zum Thema Strategie im globalen Wettbewerbsumfeld.» So geht das.

Gesucht: «Gewisse Lead-Projekte»

Gibt es keine anderen Trümpfe? Im März 2013 erschien die erste Nummer des St.Galler Standortmagazins. Es heisst «Ausblick» und im Begleitbrief dazu stand: «Ähnlich wie viele Städte wird auch die Stadt St.Gallen zweimal jährlich ein Standortmagazin publizieren.» Kurz kommt einem das Wort «Alleinstellungsmerkmal» in den Sinn. Im Heft beantwortet Stadtpräsident Thomas Scheitlin die Frage, ob ihn die Wahrnehmung von St.Gallen als Stadt in der übrigen Schweiz – «ein bisschen bieder und langweilig» – nicht störe? (Eine merkwürdige Formulierung, wenn man daran denkt, dass sich Scheitlin die Frage im eigenen Magazin sozusagen selber stellt.) Er antwortete: «Wir müssen uns über gewisse Lead-Projekte auf die Landkarte zurückbringen. Wir müssen zeigen, dass die Ostschweiz in vielen Bereichen ganz vorne mit dabei ist. Das haben wir in Bereichen wie Energie, Kommunikation und IT bewiesen.»

Gut, es gibt das Glasfasernetz. Ob Geothermie wirklich funktioniert, ist noch offen. Und die IT-Branche? Offensichtlich braucht es eine von der Standortförderung mit 100'000 Franken unterstützte Kampagne namens «IT-Rocks», um auf ein paar Tatsachen aufmerksam zu machen: etwa, dass gut zehn Prozent der Arbeitsplätze im Raum St.Gallen zum ICT-Sektor (Information-and-Communication-Technology) gehören. Neben einem Internetauftritt setzte IT St.Gallen nicht etwa auf Image-Broschüren, auch nicht auf eine prominent besetzte Tagung im Einstein: Gestartet wurde mit einem Konzert in der Lokremise. Es spielten die Young Gods – auch schon das Highlight eines Grabenhalle-Konzertjahres.

Womit wir nach den Steuern, der Bildung und der Wirtschaft bei der Kultur gelandet wären. Und bei den Veränderungen der letzten Jahre. Die Rede ist von einem Aufbruch, und das in einer Stadt, die jahrzehntelang wie eingefroren wirkte. «Das kulturelle Leben der Stadt St.Gallen zeichnet sich gegenwärtig durch eine erfreuliche Dynamik aus», steht seit 2009 im Kulturkonzept der Stadt. Diesen Satz hätte man fünf Jahre früher so nicht schreiben können. In den Neunzigerjahren sowieso nicht. Wenn man aber die Gründe dafür sucht, landet man erneut bei der Standortförderung. Und beim Kanton.

So ab 2004 wehte dort ein neuer Wind. Plötzlich stand in Regierungsberichten, «dass dem Kulturangebot eine zunehmend wichtigere Rolle für die Attraktivität eines Standortes zugeschrieben wird.» Und es wurde festgestellt, dass die Kulturausgaben deutlich unter denjenigen anderer Kantone lagen. Die Gelegenheit war günstig: Es gab die Nationalbank-Millionen, die Rückzahlung der Schulden, das Eigenkapital von mehreren 100 Millionen Fran-

ken. Grosse Pläne gewälzt, viele Konzepte verfasst – immer mit dem gleichen Hintergrundsound: Kultur ist auch Standortförderung, Standortförderung, Standortförderung. Die Melodie spielte auch anderswo. Von Aarau bis Vaduz investierte man in Architektur. In St.Gallen baute zwar kein Zumthor ein neues Kunstmuseum. Unter dem Strich gab es aber in der Stadt mehr Geld für alte und neue Kulturangebote – und es gibt die Lokremise.

Im Gegensatz zu den Achtzigerjahren waren diese zusätzlichen Mittel aber nicht in erster Linie erkämpft worden, es handelte sich um keine Beruhigungspillen für die Aufmüpfigen. Die Begründung für den kleinen Geldsegen steht im städtischen Kulturkonzept: «Diverse Studien haben aufgezeigt, dass das kulturelle Angebot einer Stadt unabhängig von der tatsächlichen individuellen Nutzung als wichtiges Attraktivitätsmerkmal gewertet wird.» Das Geld war Teil eines Deals: Es gab mehr Mittel, aber unter der Devise «Standortförderung», und sie wurden mit Leistungsvereinbarungen abgesichert. Nur so seien Mehrheiten in Kantons- und Stadtparlament möglich, lautete das Argument.

Man könnte die neue Kulturpolitik auch so umschreiben: Es gab mehr Geld, aber nur für die Teilnahme an einem System, in dem Benchmarks eine wichtige Rolle spielen und die Bewertbarkeit aller Leistungen entscheidend ist. Angewendet werden Methoden, die von der HSG miterfunden wurden und deren Grundlagen Beratungsfirmen wie PwC oder BAK Basel liefern. Konkret sieht dies heute so aus: In jährlichen Leistungsvereinbarungen wird Zahl und Art der Vorstellungen samt der Mindestanzahl der Besucherinnen und Besucher im Detail festgelegt. Jedes Jahr muss neu erklärt werden, welche Ziele erreicht werden sollen. Gleichzeitig sind die Bedingungen aber so formuliert, dass die Freiräume in der Programmgestaltung gewahrt bleiben. Das Ganze hat Züge einer Farce und erinnert an die Leistungslöhne für Lehrkräfte: Das Prozedere ist aufwendig, die Kriterien sind strikt – und am Schluss bestehen immer praktisch alle.

Ende Aufbruch?

Inzwischen ist der uneingestandene Konsens zwischen Kulturpolitik und Standortförderung allerdings brüchig geworden. Im Kanton hat der Wind gedreht. Staatliche Leistungen wurden zuletzt vorzugsweise gestrichen. Der grosse Kahlschlag in der Kultur blieb aber aus. Gekürzt wurden vor allem die Budgets, mit denen einzelne Projekte und Veranstaltungen unterstützt werden konnten. Die Massnahmen treffen kaum zufällig diejenigen Aktivitäten, deren Wertschöpfung kaum messbar ist.

Vieles ist im Moment in der Schwebe. Klar ist, dass es kaum Reserven gibt: St.Gallen ist eine kleine Stadt in einem Randkanton. Die Steuern sind hoch, die Wirtschaft schwach, die Bildungsangebote teuer. Es gibt zwar als kleinen Trumpf etwas mehr Kultur, doch der Boden ist steinig und der Humus darauf dünn. Ohne die öffentliche Hand läuft wenig, Mäzene gibt es kaum. Es sind wenige Leute, die sich wirklich engagieren, von der Kellerbühne über die Grabenhalle bis zum Theater in der Lokremise. Vieles ist gefährdet, sollte die Stimmung von Aufbruch zu Abbruch kippen.

Standortförderung ist letztlich nur ein Wort. Entscheidend ist, welches Bild einer Stadt dahinter steht. St.Gallen wird nie im Steuerwettbewerb punkten, wird nie eine Wirtschaftsmetropole sein. St.Gallen könnte aber eine Stadt werden, zu deren Qualitäten eine lebendige Kulturszene gehört, die sich nicht nur auf ein paar repräsentative Häuser im Zentrum beschränkt, sondern auch in den Quartieren Akzente setzt und bis in die Agglomeration Ableger findet. Dafür bräuchte es weniger zusätzliche Gelder, die direkt an Veranstalter fliessen, als die Förderung von Freiräumen und Experimentierfeldern, aber auch von Bildungsangeboten wie etwa dem Vorkurs. Nicht alles müsste selber erfunden werden: Die Idee mit den subventionierten Schulgeldern für die Kreativen könnte man beispielsweise in Basel oder Luzern abkupfern.

Bekanntlich hat in der Stadt St.Gallen der kulturelle Aufbruch nicht zu neuen Mehrheitsverhältnissen im Stadtrat geführt. Das wenige, das sich in den letzten Jahren entwickelt hat, ist bereits wieder gefährdet. Der Stadtpräsident hat in der Budgetdebatte im Dezember 2013 die geplanten Kürzungen bei der Kultur folgendermassen angekündigt: Man habe 2009 die Ausgaben erhöht, nun könne man damit auch wieder zurückfahren. Ende Aufbruch? Für das, was auf dem Spiel steht, ist der Widerstand bisher erstaunlich schwach.

Andreas Kneubühler, 1963,
ist freier Journalist in St.Gallen.